

Luca, Cain, Esther, Enrico und die anderen „vergessenen“ Kinder

Luca, Cain, das verprügelte Kind von St. Veit, die im Feuer verunglückten Kinder Esther und Enrico einer alkoholkranken Mutter haben etwas gemeinsam: sie sind alle Kinder, die im Kontext verringerter psychischer Belastbarkeit oder einer psychischen Erkrankung eines oder beider Elternteile lebten.

Selbstverständlich, nicht immer können Katastrophen vermieden werden. Die Häufung lässt jedoch vermuten, dass sie in letzter Zeit überzufällig häufig auftreten?

Welche Stelle der Versorgungskette versagt hat, muss noch geklärt werden, trotz der Richtigkeit des Satzes dass „Katastrophen nicht immer vermieden werden können“.

Es ist an der Zeit, über das Leben mit psychisch erkrankten Eltern offen zu reden. Die Palette psychischer Erkrankungen ist dabei sehr breit – von „einfachen“ Angststörungen bis hin zu schweren Psychosen, emotional instabilen Persönlichkeitsstörungen, Suchterkrankungen.

Obwohl die Auswirkungen einer psychischen Erkrankung auf die Entwicklung eines Kindes sehr differenziert betrachtet werden müssen, da dies von vielen Faktoren (der Ungewohntheit oder Intensität der Symptome usw.) abhängig ist, stellt ein Leben mit psychisch kranken Eltern IMMER eine meist Jahrzehnte andauernde chronische Belastung dar, die bei manchen Kindern leider auch den Krankheitswert einer posttraumatischen Störung erreicht.

Man schätzt, dass zwischen 60-100.000 Kinder in Österreich, bis 4 Mio im deutschsprachigen Raum und ca 9 Mio in Europa, mit der psychischen Erkrankung mindestens eines Elternteils leben. Bis vor einigen Jahren wurden diese Kinder auch im Fachkreis als „vergessene Kinder“ bezeichnet. Auch heute noch wird die Alltagsbelastung von manchen Fachkräften in Bezug auf die Auswirkung von Symptomen, dem Verlauf der psychischen Erkrankung, vielen Spitalsaufenthalten, Frühpensionierung, Arbeitslosigkeit usw. massiv unterschätzt bzw. bagatellisiert.

Was diese Kinder erleben, ist wissenschaftlich bereits zur Genüge bekannt: Viele Kinder wie Luca und Cain leben in Angst um ihre eigenes Leben oder jenes ihrer erkrankten Eltern. Viele beginnen den Tag mit einem blitzschnellen Check, wie es den Erkrankten heute geht, in welcher Verfassung sie sind, und stellen ihr Verhalten darauf ein. Schuldgefühle, dass es den erkrankten Eltern(teilen) nicht gut gehen könnte, weil sie als Kind „nicht brav waren“, sind häufig zu beobachten. Verena, die im Alter von 12j in einer therapeutischen Wohngemeinschaft untergebracht wurde, da ihre Mutter aufgrund ihrer Suchtsymptome, depressiven Verstimmungen nicht im Stande war, sich um ihre Tochter zu kümmern, traf dennoch wieder den Entschluss, „es wieder zu probieren und alles besser zu machen“ und zu ihrer Mutter zu ziehen. Dabei verfügte die Jugendliche über keinerlei Information, dass die emotionelle Instabilität ihrer Mutter für die Situation verantwortlich war und nicht das Verhalten von Verena selbst. Schuldgefühle bereiten dabei eine gute Basis für die Entwicklung einer eigenen Depression im erwachsenen Alter. .

Auch die Befriedigung von Grundbedürfnissen wie emotionaler Wärme, stabiler Bindungspersonen und Alltagsstrukturen ist sehr häufig gefährdet. Im 21. Jahrhundert sollte dies auch im Sinne der kürzlich unterzeichneten UN-Kinderrechtskonvention für kein Kind mehr ein Thema sein.

Rückblickend – aus Erwachsenenperspektive - haben viele betroffene Kinder das Gefühl, „allein“ mit ihren Sorgen und Schmerzen (körperlichen und seelischen) gelassen worden zu sein“.

Keiner habe sie damals gefragt: „Wie geht es dir? Was brauchst du? Keiner sagte: „Ich weiss, dass es schwer ist, wenn Mama/Papa krank ist.“ Die Sehnsucht nach dem Wahrnehmen eigener (kindlicher) Bedürfnisse bzw. sozialer Anerkennung bleibt auch Jahrzehnte danach. Nina, 42a, die an Ängsten und Depression leidet, deren Mutter selbst an einer paranoiden Schizophrenie litt, sagte: „Mindestens die Anerkennung, dass es schwer war, hätte ich mir gewünscht.“

Auch wenn Kinder ihren Eltern „helfen“ wollen und dies auch in hohem Maße verständlich ist, ist die Tendenz zur Übernahme der Elternrolle („Parentifizierung“) in solchen Situationen sehr groß: wenn z.B. das 5j Mädchen darauf achtet, ob der Vater seine Medikamente nimmt oder ein Zehnjähriger das Essen zurichtet, von dem, was zu Hause anzufinden ist. Eine solche Rollenkehr ist nie entwicklungsförderlich, auch wenn dies von der Erwachsenenpsychiatrie teilweise als entlastend für die PatientInnen angesehen wird.

Die Planung von Unterstützungsmassnahmen für betroffene Kinder hängt von vielen Faktoren ab: der psychiatrischen Diagnose, dem Verlauf, der Einsicht der Erkrankten, dem Ansprechen auf eine Behandlung. Der beste Weg sind maßgeschneiderte Maßnahmen, die dem aktuellen Ressourcen/Belastungen- Verhältnis jedes Kind entsprechen. Erfahrungen zeigen, dass zwar sehr häufig vermutet wird, dass etwas beim Vater/Mutter nicht in Ordnung ist, jedoch keine Diagnose bekannt ist. Das dahinterliegende Problem – auch bei der notwendigen Netzwerkkooperation z.B. zwischen Strukturen der Medizin, des Jugendamtes oder auch der Exekutive - besteht sowohl in der Schweigepflicht, Datenschutzaspekten als auch im „fehlenden Über-den-Tellerrand-Schauen“. Deswegen geht es einerseits darum, nicht „wegzuschauen“, aber auch sich aktiv verstärkt mit den Auswirkungen psychischer Erkrankung auf minderjährige Kinder auseinanderzusetzen, z.B. durch öffentlichen Diskurs, Information, Zugänglichkeit von Hilfe für Kinder u.a.

Psychische Erkrankungen (trotz ihrer hohen Prävalenz von bis zu 20% im Erwachsenenalter) gelten als am stärksten tabuisierte und stigmatisierende Erkrankungen. Es fehlt sowohl an Information, was genau eine psychische Erkrankung ist, als auch welche Auswirkungen auf minderjährige Kinder bestehen. Psychisch erkrankte Menschen und noch vielmehr Kinder psychisch erkrankter Eltern haben keine Lobby. Wir sind diesen Kindern vergleichbare Öffentlichkeitsarbeit, Aufmerksamkeit und Unterstützung schuldig, wie dies z.B. Kindern krebskranker Eltern zuteil wird. Nicht die Frage, „Wie geht es Dir?“ sollte selbstverständlich sein, sondern das Wissen, dass es „schwer und belastend“ ist, wenn eine Mutter oder ein Vater psychisch krank sind, und dass ausgebildete Menschen und Strukturen vorhanden sind, diese Belastung so früh wie möglich wahrzunehmen und Unterstützung präventiv anzubieten, um eine spätere eigene Behandlung zu vermeiden.

Dr. Aleksandra Dimova
Fachärztin . Psychiatrie in Freierpraxis , Graz

Prof. Dr. Manfred Pretis,
Medical School Hamburg
www.strong-kinds.eu
www.sinn-evaluation.at